



Edith Darnhofer-Demár

**Wie Marilyn Monroe
nach Kärnten kam**

Zwei Ethno-Mädchen in mehreren Welten



Edith Darnhofer-Demár

Wie Marilyn Monroe nach Kärnten kam

Zwei Ethno-Märchen
in mehreren Welten



Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn, Klagenfurt

Logo & Layout: Maik Haase, Berlin, Christoph Dertschei, Wien

„Wie Marilyn Monroe nach Kärnten kam“ von Edith Darnhofer-Demár ist die erste Ausgabe der Edition Meerauge. 99 handnummerierte und signierte Exemplare sind reserviert für das Abonnement der Edition. Interessent/inn/en wenden sich bitte an abonnement@edition-meerauge.at

Titelbild: Arbeit eines unbekanntes Malers auf Holz, gefunden im Müll in Klagenfurt. Schmuckstreifen: inspiriert vom Muster einer Mola, der vielschichtigen Näharbeit der Kuna-Indianer aus Panama

Schrift: Frutiger Light, 9,5 Punkt

Titelschrift: Rockwell Extra Bold, 14 Punkt

Gedruckt auf: 100 g EOS 1,75-fach holzfrei

Lektorat: Iris Katholnig, Villach

Grafik, Satz & Ausführung des Layouts: typedesign Grimschitz, Klagenfurt

Herstellung & Beratung: Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan im Lavanttal

Inhalt

Es war einmal – Max im Glück	9
Es wird einmal – Die versäumte Wallfahrt	49
Nachwort	95
Literatur	96

Es war einmal - Max im Glück

*Einschläfernde Wiederholung gegensätzlicher Eindrücke
Sonnenkehre Schattenkehre Sonnenkehre licht dunkel licht
Blendung – Sonnengesicht Schattenfilzlocken höfliches For-
dern ungeduldige Augen – SIE MÜSSEN MIR HELFEN, ich
brauche die Aufenthaltsgenehmigung! – der junge Mann
vor einem Jahr in der Botschaft*

Herrgott, er hätte fast übersehen, dass der Wagen vor ihm nicht fuhr, sondern stand. Jesus Maria, korrigierte er sich, nachdem er schräg unter dem Holzaufbau des Lasters zum Stillstand gekommen war. Nein, Heilige Maria Muttergottes wäre passender, dachte der unsanft aus dem Fahrhythmus auf der vertrauten Passstraße gerissene Botschaftssekretär. Der Wechsel von S-Kehren in grellem Sonnenlicht und S-Kehren in tiefem Waldschatten hatte seine Gedanken abschweifen lassen. Erleichtert entkrampften sich seine Hände auf dem Lenkrad. Ein Viehtransporter war in der Haarnadelkurve stehen geblieben. Natürlich ohne Warnlichter, natürlich ohne Pannendreieck. Der Fahrer wollte wohl der Muttergottes, zu deren Füßen zwischen verwelkenden Blumen viele Kerzen brannten, seine Referenz erweisen. Als der Sekretär zurückstieß, sah er den Mann. Er fügte der Opfergabenreihe am Straßenrand gerade einen Lastwagenscheinwerfer hinzu. Der Österreicher zählte die Autoscheinwerfer. Mit dem großen Lasterauge begann das dritte Dutzend.

Die Kolumbianer hatten für diese Schutz-Madonna der Autofahrer ihre eigene Poesie: Wie eine Perlenkette, sagten sie, säumten die Scheinwerfer die Kurve, Perlen für *La Virgen*, die Jungfrau, damit man sicher nach Hause käme, damit die Bremsen nicht versagten, damit bei den haarsträubenden Überholmanövern auf der nur zweispurigen Hauptstraße zwischen Bogotá und Villavicencio nichts pas-

sierte. Für den Botschaftssekretär blieben es auch nach Jahren in Kolumbien nur Autobestandteile, blieb es kaltes Metall- und Glasgeglitzer.

Er fuhr am Laster vorbei. Woran hatte er bloß gedacht, dass er diesen besonders neuralgischen Punkt der langen Passstraße nicht beachtet hatte? Natürlich, an den jungen Mann, an seinen Auftrag, ihn zu finden. Als wenige Tage zuvor in der österreichischen Botschaft die Aufforderung des Außenministeriums einlangte, den Verbleib von Maximilian Matschnig, geboren 1962 in Klagenfurt, auszuforschen, wusste er sogleich, dass der Student einmal in der Botschaft gewesen war (denn für ihn, den Wiener, waren die Endsilben -nig, -nigg oder -nik bei Namen gleichbedeutend mit Kärnten, und Kärntner kamen nicht oft in seine Büro). Und jetzt, auf dem Weg zum letzten bekannten Aufenthaltsort Matschnigs, war ihm die plötzliche Erinnerung an ihre einzige Begegnung in die Fahrkonzentration geraten.



Vom Balkon seines Hotelzimmers in Villavicencio konnte der Botschaftssekretär die letzten Ausläufer der Anden sehen. Die äußerste Erhebung oberhalb des Flusses, hatte ihm das Mädchen am Empfang erklärt, sei der Mary-Lee-Hügel. An dessen Fuße, dem Hotel zugekehrt, liege das Dorf, *Lugar de Mary Lee*, umgeben von einer weiten Flussschleife.

Die Amerikanerin Mary Lee King galt vielen hier als „Heilige“. Die Jüngerinnen und Jünger, die im Dorf hausten – meist, aber nicht nur Amerikaner, wie der Attaché aus dem Dossier Matschnig wusste –, waren in Villavicencio beliebt, weil freundlich und sauber, nicht verdreht wie die Billigquartier suchenden Rucksacktouristen. Beliebt auch, weil ebendiese ins Dorf geschickt werden konnten und dort eine preisgünstige Aufnahme fanden.

Selbst im Amtsösterreichischen nahm sich die Amerikanerin als Philanthropin aus. Sie stelle medizinische Betreuung nicht nur innerhalb ihres Dorfes, sondern auch Frem-

den zur Verfügung, hieß es. Kurzum, hier gab es einen der wenigen Orte in Kolumbien, an denen die immer unversicherten Zeitarbeiter, Arbeitslosen, Armen und Kleinbauern gratis versorgt wurden. Und: Ihr *Doctor*, ebenfalls Amerikaner, genoss auch bei den gute Honorare zahlenden Großgrundbesitzern und Viehzüchtern der Region einen ausgezeichneten Ruf.

In dieser Umgebung war der Kärntner verstummt. Nach regelmäßigem Briefwechsel mit seinen getrennt lebenden Eltern war plötzlich die Post ausgeblieben. Im März. Damals konnte die alarmierte Botschaft die Eltern noch beruhigen, denn die lokale Polizei hatte den jungen Mann wohlbehalten im Mary-Lee-Dorf aufgestöbert. Er hatte seine Eltern schön grüßen lassen, es gehe ihm ausgezeichnet, aber es sei ihm nicht nach Schreiben. Mittlerweile hatte das Außenministerium auf Drängen der noch immer nachrichtenlosen Eltern eine weitere Erhebung angeordnet.



Die Briefe, die Max seinen Eltern geschickt hatte, lagen dem Akt bei. Nach einem Essen im Gartenrestaurant am Schwimmbecken ordnete der Botschaftssekretär sie auf dem Schreibtisch seines Zimmers und begann sie zu überfliegen: Der Maturant wollte vor dem Studium die Americas sehen; im Voraus gebuchte Dreiwochentour von New York an die Westküste; dann alleine weiter in den Süden, Mexiko, Mittelamerika, dann Kolumbien. Beim ersten Brief aus Villavicencio, der an seinen Vater gerichtet war, begann er genau zu lesen.

12. November 1981

Lieber Schorsch!

Von Dir natürlich keine Post nach Bogotá. Deshalb dieser Brief NUR, weil mich ein tolles Gewitter in meinem Zimmer hält. Wie Du dem Poststempel entnehmen kannst, bin ich schon in Villavicencio. Was für eine Autobusfahrt! Zu-

Es wird einmal - Die versäumte Wallfahrt

Es war einmal ... Es war einmal ... Es war einmal.

War es niemals? War es einmal? War es keinmal?

Ja, einmal war es: In einer Kärntner Landschaft, Bodental genannt, gab es einen kleinen Teich.

Einen Teich? Ein stilles mooriges Grundelwasser?

Nein, es war ein klares Wasser besonderen Farbenklangs. Es war nicht das Blau des Mittags, sondern das sich wandelnde tiefe Türkis ferner Küsten. Es war nicht die milde Landschaftsdoppelung eines Sees, sondern das wechselnde Smaragdgrün sonnenverspielter tiefer Wälder am Grunde. Nur ein Farbklang war nicht zu sehen: der Spiegel des Himmels. Denn niemals sollte es das Bild der Göttin Bodh zeigen, die dem Tal seinen Namen gegeben hatte. Niemand sollte das Spiegelbild eines Rabenvogels in ihrem heiligen Wasser erscheinen.

Schon lange wurde das Wasser nicht mehr „Bodhes Auge“ genannt, sondern „Meerauge“, weil die Menschen nicht mehr um die Dienste des Wassers für die Göttin der Rabenvölker wussten. Meerauge sagten sie seiner Farbenpracht wegen und weil erzählt wurde, es stünde in Verbindung mit dem südlichen Karst, ja, mit der Adria.

Dann einmal, im Winter, als das Blau-Grün-Spiel des Wassers wieder den Schneeglantz des nahen Waldes verblassen ließ, dann einmal, kroch ein falsches Herbstgelb an das leuchtende Wasser. Ein Mann, ein Langläufer, trat aus der Loipe, trat nicht ins ebenso spurnahe Unterholz, nein, er trat an das Meerauge, öffnete die Hose und pischte in den Uferschnee. Das Gelb brachte die glitzernden Kristalle zum Schmelzen und sickerte ins heilige Wasser. Der Mann, erleichtert, schloss die Hose und zog sportlich beseelt mit-samt seinen Stöcken loipisch weiter.

Er sah nicht mehr, wie das Wasser nach und nach, Gelb-Tropfen für Gelb-Tropfen seinen Glanz verlor.

Noch wäre die Katastrophe, von der hier zu erzählen ist, abzuwenden gewesen. Die Göttin Bodh hätte sich ihrer alten Macht als Todesherrin erinnern können, den respektlosen Langläufer pischwendend an einen imaginären Galgen hängen, ihre Raben rufen und ihm die Augen aushacken lassen können. Der Frevel wäre gesühnt und das heilige Wasser wieder leuchtend gewesen.

Aber der Mann spürte ungeschoren von dannen, weil die alte Göttin – so lange nicht mehr angerufen – schlief. Sie schlief. Und sie schlief gut, eingehüllt vom staunenden Meer-auge-Schauen, das ihr Wanderer, Touristen, Wintersportler und Talheimische seit langer Zeit, Jahr um Jahr zollten.

Bodh verschlief das pischeinduzierte Erlöschen des Glanzes ihres heiligen Wassers.



Es war erst Monate später, dass Bodh zögerlich erwachte. Und sie erwachte nur, weil ihr nach und nach das Dauerschlummermittel der bewundernden Blicke abhanden kam, denn immer weniger Menschen besuchten den glanzlosen, sich langsam ausdehnenden Teich. Und sie erwachte nur, weil ihr Gesicht bedrängt wurde, denn Elfen zupften an ihren langen schwarzen Wimpern und ihren dichten, oberhalb der Nase zusammengewachsenen Augenbrauen.

Einmal wieder, nach langer Zeit war Bodh munter. Die Elfen formierten sich rasch zum Chor, damit die Göttin ihre zarten Stimmen hören konnte, und meldeten die Katastrophe, respektvoll, aber der besseren Hörbarkeit wegen im schrillen Diskant: „Dein heiliges Auge trânt! Die Rabenvögel haben es uns schon vor Wochen gezeigt. Es ist entweicht! Es ist erloschen! Es weint!“

Die Göttin richtete sich noch schlafsteif auf, griff nach alter Gewohnheit ins pechschwarze Haar, um die aus Zöpfen geflochtene Krone zurechtzurücken, bot den Elfen einen Unterarm zur Landung und sah sich mit ihnen die Bescherung an.

Blind lag der Teich. Das ehemals heilignüchterne Wasser war betrunken von Schlieren und Schlamm. Nichts mehr war zu sehen von den Baumstämmen am Grund des Teiches, die Bodh gerne als Zahnstocher benutzte. Und das trübe Wasser stand so hoch, dass es bereits den Waldboden oberhalb des früheren Ufers überschwemmte.

Die Elfen spürten den aufsteigenden göttlichen Zorn und flogen rasch zu ihren Geschwistern, die wie farbenfunkelnde Libellen rundum in den Bäumen hockten und klagten.

Bodhes Zorn hatte alle Berechtigung: Das geschändete heilige Auge war dabei, ihr Rabenbrot, den Hexenkreis zu vernichten. Die magische Waldstelle nahe dem Wasserglanz, an der sie vor langer Zeit, Jahr um Jahr die allerschönsten Fliegenpilze geerntet hatte, war überflutet. So hoch, dass bereits der nahe Bach vom müden Wasser eingetrübt war.

Die Göttin zitterte vor Zorn. Raben, Krähen, Häher und Dohlen kreisten schreiend über ihr. Die Elfen schwärmten auf, um sich in den Nadeln vor den Räufern zu verstecken.

„Tut etwas, bitte, tut etwas“, elfenflüsterte es vielstimmig aus den Zweigen. „Ihr müsst etwas tun, große Bodh. Die Welt hält Euren Zorn nicht aus! Ihr müsst Euer Wasser retten!“

Die jüngste Elfe hakte nach: „Und meinetwegen auch Eure irren Drogenschwammerln!“

Die anderen Elfen legten entsetzt die Doppelflügel an, ein besonders herrischer Rabe versuchte, das freche Ding zu erwischen, aber die Göttin hatte gar nicht zugehört. Sie schüttelte den Kopf, dass die Bäume zurückwichen, und alle Elfen purzelten, bis es ihnen gelang, ihre Flügel aufzuspannen.

„Ich kann nicht, Elfenvolk“, grollte Bodh. „Ich kann nicht. Zwar kann ich Kriegsschlachten entscheiden, zwar kann ich für einen ordentlichen, oder auch unordentlichen Tod sorgen, aber über die Felsen, die das Wasser bringen

und ableiten, habe ich keine Macht. – Da bin ich nicht zuständig.“

Es waren die Raben, die den Elfen Antwort krächzten: „Die Hadischen. Die hadischen Leut' sind zuständig!“ Die Elfen schüttelten verständnislos die Köpfe.

Die Jüngste aber war neugierig. Sie flog zum Raben, der sie angegriffen hatte und seither auf dem einzigen Umzäunungspfahl saß, der noch aus dem Wasser ragte, setzte sich auf seinen Kopf und fragte: „Wer sind denn die hadischen Leut'?“

Unter dem erhobenen Zeigefinger der Göttin hielt der elfenmutverblüffte Rabe still. „Alsdann ... also ... große Leut' halt ...“, begann er zu stottern, weil er plötzlich alle Augen – göttliche, kommilitonische, elfige und die seiner Rabin – auf sich gerichtet fand.

Die zahlreichen Vertreter der Rabenvölker, die sich inzwischen aus dem ganzen Tal eingefunden hatten, krächzten boshaft über die unerwartete Verlegenheit ihres Vorsitzenden. Einige Raben ließen sich, vor lauter Lachen Salti schlagend, so tief fallen, dass beim Wiederaufsteigen das Teichwasser unter ihren Flügelschlägen wellte.

Immerhin, zur Erleichterung aller, blieb trotz der Wasserentweihung eine seiner Eigenheiten erhalten: Jeder Baum und jede Elfe, aber keiner der tobenden Raben war im Wasser zu sehen.

Der hohntolle Spaß hörte erst auf, als Bodh mit einem Wimpernschlag einen ihrer Diener ins Wasser stürzen ließ, das neuerliche Gelächter unterbrach und dem elfenbesetzten Raben zu sprechen gebot.

„Die Hadischen“, begann der Vorsitzende würdevoll, „sind das älteste Volk in diesem Lande. Im Vergleich zu den Menschen, die jetzt hier überall herumlaufen, sind sie Riesen.“ Er wollte den ehemals so mächtigen Hadischen nicht nahe treten und überlegte, wie er sie beschreiben sollte.